

*„Man musste den verrückten Kerl in seinem Innern finden, der einem das Leben schwer machte. Man musste ihn in die Ecke treiben und packen. Aber man durfte ihn nicht umbringen, o nein. Für kleine Bastarde dieser Art wäre der Tod viel zu gut gewesen. Man musste ihm ein Geschirr anlegen und dann anfangen zu pflügen. sobald man ihn erst in die Spur gebracht hatte. Der verrückte Kerl legte sich mächtig ins Zeug Und er hielt einen bei Laune, amüsierte einen.“  
(Stephan King, Es)*

## **Heide-Marie Lauterer**

### **Der Höllenritt zum Big Mac**

„Du machst gerade eine Heldenreise, weißt du das?“

Martinas Frage verwirrte mich. Wir trugen das gleiche blaue Matrosenkleid mit dem großen Kragen und dem tief unter der Hüfte angesetzten Glockenrock; wir hatten die gleiche braune Haarfarbe und den gleichen Pferdeschwanz. Martinas Augen waren braun, meine grün, und sie war ein paar Zentimeter größer als ich. Wir gingen in dieselbe Klasse, ich las ihre ausgelesenen Bücher, und manchmal tauschten wir unsere Pullis. Und trotzdem wusste sie alles besser und redete von Dingen, die ich noch nie gehört hatte.

„Das, was du gerade machst, meine ich.“

Aha, und was machte ich gerade? Ich lief mit Martina Hand in Hand am Strand entlang, barfuß, auf die flachen Felsen zu, die sich an manchen Stellen bis ins Meer streckten wie der Rücken eines Dickhäuters. Ein Spaziergang, ziellos, an einem sonnigen Nachmittag. Nichts weiter. Keine Reise und keine Helden.

Ich verstand nicht, was Martina meinte, aber daran hatte ich mich gewöhnt.

„Heldenreisen erkennt man daran, dass man nicht merkt, ob man sich in einer befindet.“

Das sollte verstehen wer wollte, ich jedenfalls kapierte nichts. „Okay“, sagte ich, „dann befinde ich mich in so einer Heldenreise. Und dann?“

„Dann wird es spannend. Denn du weißt ja nicht, in welchem Abschnitt du gerade herumwatest. Möglicherweise hast du eine Ahnung?“ Martina lächelte, wie sie immer lächelte, wenn sie sich mir überlegen fühlte.

„Nicht am Anfang“, sagte ich, denn wir waren ja schon eine ganze Weile gegangen. Hand in Hand und Schritt für Schritt und allmählich fingen meine Füße an zu brennen.

Wir hatten uns am Strand getroffen, wo die Kleider gelegen hatten. In den passenden Größen, 36 für mich und 38 für Martina. Ich wusste nicht, wo Martina plötzlich hergekommen war, sie tauchte ja immer wie aus heiterem Himmel auf. Leise wie ein Schatten, der immer größer und dunkler wurde. Kann sein, dass auch sie schon eine längere Wegstrecke allein zurückgelegt hatte, ganz bestimmt sogar, aber sie sprach selten über das, was hinter ihr lag.

Mich hatte ein Fesselballon hierher gebracht, und nach meiner Landung, die sanft und sicher war, hatte ich eine Tauchpartie unternommen. Für mich gab es nichts Schöneres als mit offenen Augen zu tauchen. Und sie stellten mir sogar eine komplette Taucherausrüstung zur Verfügung. Neoprenanzug, Taucherbrille, Flossen, Sauerstoffflaschen, damit war das Tauchen ein pures Vergnügen. Wenn ich nur an die Riesenschildkröte denke, die mich auf ihrem Rücken in die Tiefe trug!

Als ich mich von ihrem Panzer löste, empfing mich ein Schwarm bunter Fische; sie schwirrten um mich herum und verdunkelten das trübe Licht, das durchs Wasser in die Tiefe drang. Ich wurde selbst Teil des Schwarms und schimmerte in allen Regenbogenfarben. Doch auf einmal trieben die kleinen Dinger mit dem Bauch nach oben und glänzten weiß in der Dunkelheit. Ein großes Fischsterben hatte um sich gegriffen und ich war das einzige Lebewesen, das sich retten konnte. Ich musste stramm gegen den Strom schwimmen, durfte mich nicht treiben lassen. Helfen konnte ich ihnen nicht. Ich musste weg von hier, weiter hinab, abtauchen bis auf den Grund.

Plötzlich presste Martina meine Hand so fest, dass es wehtat. Ich unterdrückte einen Schrei. Es war mir unheimlich, wie sie mich immer weiter zog. „Wo gehen wir hin?“ fragte ich ängstlich. Wir waren bei den Felsen angekommen und kletterten hinauf. „Bekommst du Angst, wird es dir klamm zumute?“, sagte sie spöttisch. „Hast du das Gefühl, dass du schon viel weiter bist, als dir lieb ist? Kurz vor der Stelle, wo alles in sich zusammenfällt? Keine Bange, die Katastrophe kommt erst noch!“

Das war typisch Martina. Ihre Altklugheit ging mir auf die Nerven. Und ihre blöden Prophezeiungen konnte ich schon gar nicht leiden.

Ihre Hand fühlte sich eiskalt und knochig an. Ihr Griff wurde immer fester und presste mir meine Blutströme ab. Ein Wind war aufgekommen und der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken überzogen. Das Meer rauschte bedrohlich, die Wogen brachen mit Getöse am Strand zusammen. Wir standen auf den Felsen, vor uns bogen sich die dünnen Nadelbäume im Sturm, die Äste rieben aneinander, die Luft vibrierte, ächzte und stöhnte. Verzagt schaute ich zu Martina hin, sie trug jetzt ein schwarzes Kleid, in welchem sie blass und krank aussah und das ihr überhaupt nicht stand. Keine Ahnung, wie sie es geschafft hatte, es sich in diesem Wind überzuziehen, zumal sie doch die ganze Zeit meine Hand gehalten hatte. „Mach dir keine Sorgen“, lachte sie, „Die Heldenreise geht immer gut aus. Aber ich werde lieber verschwinden, denn das, was jetzt kommt, ist nichts für mich.“ Dass sie mich in diesem mörderischen Sturm alleine ließ, war gemein. Jetzt wurde es Nacht und ich konnte nicht einmal mehr meine Fußspitzen erkennen. Ich sah gerade noch, wie sich Martina in eine schwarze, böse Gestalt verwandelte, die sich auf einen Krückstock stützte und sich die Lunge aus dem Leib hustete.

Ich setzte mich auf einen glatten Felsen und verschnaufte. Mein Herz klopfte bis zum Hals. In meiner Not griff ich in die Rocktasche meines Matrosenkleides und fühlte die drei Goldstücke. Hart, rund und groß jedes einzelne. Diese drei Goldstücke waren mein ganzes Kapital. Ich hatte sie von der verrückten Wasserfrau bekommen, die ich auf dem Meeresboden getroffen hatte.

Als ich gegen die Strömung angekämpft und aus dem Schwarm toter Fische heraus und tiefer hinabgeschwommen war, tauchte sie vor mir auf. Wie ich mir eine Fee vorstellte, lange blonde Haare, mit einem goldenen Reif zusammengehalten, rosige Wangen, rote Lippen und blaue Augen, die wie Sterne funkelten. Aber sie war keine luftige Fee; sie trug ein langes, wasserblaugrünes Gewand, in welchem sich Muscheln und Seegras verfangen, was ihr ein phantastisches Aussehen gab, und etwas aufregend Unvollkommenes hatte. Jede einzelne Muschel leuchtete und blinkte und funkelte in allen Regenbogenfarben; einen Wimpernschlag lang musste ich meine Lider schließen, um nicht geblendet zu werden. Glücklicherweise hatte ich meine dunkelgrüne Taucherbrille auf der Nase; sie ließ sich auf verschiedenen Helligkeiten einstellen und dunkelten das gleißende Licht angenehm ab. Aus den Schultern wuchsen der Wasserfee weiche, durchsichtige Flossen heraus; Und unter ihrem Kleid lugten weitere kleine Flossen hervor, die in niedlichen, weichen Wassersandalen steckten.

„Ich bin das Wasserfräuchen!“

„Hallo“, stammelte ich, weil mir nichts Besseres einfiel. *Hallo* konnte man bei jeder Gelegenheit sagen, zu Fremden und Freunden, Bekannten, Nachbarn, Kindern, Alten. *Hallo? Wasserfrauchen?*

„Grüß Dich“, lächelte sie. „Ich sehe, du bist auf einer langen Reise und weißt noch nicht so recht, wohin es geht. Du machst ein leicht verwirrtes Eindrückchen, habe ich recht?“

Ich nickte, obwohl ich mich überhaupt nicht verwirrt fühlte, das Gegenteil war der Fall. Doch irgendetwas sagte mir, dass ich lieber nicht widersprechen sollte, wer weiß, wozu es gut war. Manchmal war es besser, den Mund zu halten. Ich hätte schwören können, dass ich Martina hörte, obwohl sie keine gute Schwimmerin war und schon gar nicht tauchen konnte. Aber es war Martina, und sie sprach zu mir: „Der Anfang ist leicht, doch wenn du nicht höllisch aufpasst, dann plätschert er so dahin und die Folge ist ein großes Gähnen. Du liebst Aufregung, du brauchst Kampf und Nervenkitzel, das Einfache, Langweilige, Schöne und Gute ist nichts für dich.“

„Von wegen einfach – *per aspera ad astra, aller Anfang ist schwer, von nix kommt nix, mühsam, mühsam, mühsam!* Ich lasse den Anfang am liebsten weg.“

Martina grinste: „Du kennst deine Sprichwörter gut, meine Liebe. Doch täusche dich nicht. Du kannst nichts auslassen. Und vielleicht bist du ja schon viel weiter, als dir lieb ist.“

Ich sah mich verstohlen um. Wo war eigentlich mein Schatten, den ich die ganze Zeit hinter mir hergezogen hatte? Verschwunden? Er folgte mir nicht mehr. Möglicherweise lag es am Stand der Sonne, oder am mangelnden Sauerstoff in meinem Gehirn, der einen gewissen Verblödungsgrad bei mir hervorrief, oder war es Angst vor etwas, das ich selbst nicht kannte?

Alle toten Fische waren von dem Strom mit fortgerissen worden, um mich herum war das Wasser klar und durchsichtig geworden und wenn ich mich umdrehte, dann erblickte ich eine wunderschöne Korallenbank, in allen nur denkbaren Rottönen.

„Ich will dich nicht aufhalten, mein Liebchen. Tauche nur weiter, es tut dir gut. Hör mir nur noch ein Sekündchen zu.“ Die Stimme des Wasserfrauchens; sie irritierte mich; dass sie an alle passenden und unpassenden Wörter „chen“ hängte, war völlig überflüssig aus meiner Sicht. Irgendwie kam sie mir ein bisschen schrullig vor, wie eine alte Tante, die es gut mit mir meinte. Aber ich mochte keine alten Tanten, die es gut mit mir meinten, von ihrer Art hatte ich schon etliche verschlissen. Doch ich hütete mich, es ihr zu sagen, es wäre auch gar nicht möglich gewesen, weil sie nämlich einfach weiterquasselte.

„Ich habe dort unten auf dem Grund ein Goldschätzlein versteckt. Viele, viele Goldstückchen, die auf dich, mein Liebchen warten. Tauche schnurstracks und ohne zu zögern hinunter und nimm dir so viele, wie du brauchst. **Jedoch**“ – und sie sah mich aus ihren runden Augen streng an, „auf keinen Fall mehr. Hörst, du? Nur so viele, wie du wirklich brauchst.“

Ich konnte nur noch nicken, zu anderem blieb keine Zeit. Schon löste sich die Fee im Wasser auf. Ihre Ziermuscheln und ihr Seegras, das wie Lametta glitzerte, umspielte vorteilhaft meine schwarze Neoprenhaut und mir war, als ob sie mir einen Weg weisen wollten.

Ich folgte den schlingenden Gräsern, bis ich auf einmal einen hellen Lichtschein wahrnahm. Ganz unten auf dem Meeresboden blitzte und blinkte es! Dort im gelben Sand lagen hunderte und aberhunderte Goldstückchen. Das Schätzlein der Fee, dachte ich dankbar. Fast schämte ich mich, weil ich sie nicht für voll genommen hatte. Die Goldstücke blitzten und blinkten so verlockend, dass ich schnell zugreifen wollte. Aber welche sollte ich einstecken? Sahen sie nicht alle gleich aus? Und wie viele? Natürlich nur so viele, wie ich unter Wasser packen konnte und das waren genau drei. Jetzt bemerkte ich, dass es große und kleine, dicke und dünne, raue und glatte, glänzende und matte gab. Ich zögerte, die Wahl fiel mir schwer. „Mach schnell, mein Liebchen“, hörte ich eine glockenhelle, süße Stimme, sie gehörte dem Wasserfrauchen. „Sie sind nicht ewig für dich reserviert.“

Ein Goldstück strahlte auf – ich nahm es. Es war das erste. Und dort, auch dieses blitzte, und hinter mir, da blitzte noch eines. Das zweite und das dritte. Schnell verstaute ich sie in meiner Neoprenhoseentasche, die sehr eng anlag. Ich nahm einen tiefen Atemzug aus meiner Sauerstoffflasche, die mit einem Schlauch direkt mit einem Mund verbunden war.

Meine Taucherbrille war verrutscht und als ich sie zurechtrückte sah ich das Wasserfrauen geradewegs auf mich zu schwimmen. „Das hast du gut gemacht, mein Liebchen“, gluckerte sie. „Drei Goldstückchen, und genau die richtigen! Glückwunsch!“ Sie strich mir mit ihrer Flosse liebevoll über meine Taucherbrille. Was meinte sie damit? Die drei Taler glichen sich in meiner Tasche wie ein Goldfisch dem anderen.

„Das erste Goldstückchen kannst du jederzeit und überall anwenden. Du wirst du immer neue Wirkungen erkennen. Verlieren wirst du es bestimmt nicht. Das zweite Goldstückchen ...“, – ein starkes Lispeln verhinderte, dass ich sie verstand; erst als ich meine Hand an mein linkes Ohrchen hielt, wurde es auf besser.

„Das zweite Goldstückchen will ständig gebraucht und geputzt werden.“

Warum? War das Metall anfälliger? Oder dünner? Aber sie ging über meine Frage hinweg.

„Das dritte Goldstückchen ist anders.“

Hinter meiner Taucherbrille machte ich Augen wie ein Fisch und mein Anblick brachte das Wasserfrauen zum Lachen.

„Ja, mein Liebchen, da hast du dir ein großes Rätsel ausgesucht.“ Sie gluckste in sich hinein, die Muscheln auf ihrem Kleid blinkten und das Seegras wand sich um ihre blonden Haare und wickelte sie vollkommen ein. Ich sah sie nicht mehr, eine Welle erfasste das Grasbündel und trug es mit sich fort. Und es folgte eine zweite Welle, die mich erfasste und mich von Kopf bis Fuß in eine bodenlose Traurigkeit hüllte. Meine Tränen benetzten das Glas meiner Taucherbrille und trübten meine Sicht. Alles Feste in mir wollte zerfließen und meine Knochen schienen sich in grünen Wackelpeter zu verwandeln. Woher kam dieser abgrundtiefe Schmerz?

Ich musste tiefer tauchen, irgendetwas zog mich unablässig nach unten. Tiefer und immer tiefer hinab, bis auf den Meeresboden. Dort ragte eine große, schwarze Eisentür aus dem Algenschlamm hervor. Sie stand einen Spaltbreit offen und etwas in ihr zog mich unweigerlich an. Ich fühlte mich von einer starken, harten Hand gepackt, die mich in die offene Tür stieß. Jetzt suchte ich nicht mehr, die schwere Eisentür fiel ins Schloss; ich wusste nicht mehr, wo ich mich befand. Es war die tiefste Dunkelheit, die ich jemals auf Erden erlebt hatte. Es war schwarz um mich herum und stank nach kaltem Rauch. Wenn ich meine Zehen bewegte, fühlte ich trockenes, kaltes, hauchdünnes, staubiges Zeug, das mir bis zum Knöchel ging. Wie eng und stickig es hier war, ich stieß mir die Ellenbogen wund, als ich versuchte, mich gegen die Tür zu stemmen. Ich schrie so laut ich konnte, Tränen liefen mir die Backen herunter, meine Kehle war so trocken und rauchig, dass ich würgen musste. Es war, als ob ein Stück aus meinem Herzen gerissen würde. Mein Herz blutete aus einer tiefen Wunde, meine Knie zitterten und ich rutschte auf den Boden. Tastend streckte ich meine Hände aus; ich suchte es überall, mein Kätzchen, ich hatte es so lieb. Wie es bei mir gelegen hatte und schnurrte, ich hörte sein kleines Herz klopfen, wie es an meinem Herzen lag, mein schwarz-weißes Kätzchen, das Liebste, was ich hatte. Wo war es? Ich schluchzte auf. Es half kein Rufen! Nur Dunkelheit und Enge und niemand hörte mein Schreien. Die schwarze Großmutter, ich hörte sie husten. Mein weiß-schwarzes Kätzchen, sie hatte es umgebracht, hatte ihm den Kopf abgehackt, wie sie allen Tieren den Kopf abhackte, dem Huhn, das kopflos weiterhüpfte, dem Stallhasen mit den großen braunen Augen. Sie hatte mir das Kätzchen aus dem Arm gerissen, und mich in die Räucherammer gesperrt. Ich konnte ihm nicht helfen, es war mir weggenommen, meine Liebe war mir geraubt. Wie sie hustete, die Großmutter.

Sie hustete sich die Lunge aus dem Leib, es war eine schlimme Krankheit, die sie Asthma nannten.

Hier wollte ich nicht bleiben. Da spürte ich in der Tasche meines Schlafanzuges etwas Hartes. Ganz glatt war es und je länger ich es anfasste, desto wärmer wurde es. Das Goldstück! Das erste, das ich mir herausgesucht hatte; Erschöpft, doch mit neuer Hoffnung schloss ich die Augen. In meinem Traum erschien mir Martina. Sie grinste geheimnisvoll und wiegte wissend den Kopf. „So ist’s recht, du brauchst Kraft für deine lange Wanderung.“

Dann machte ich die Augen wieder auf.

Ich wanderte über eine unermesslich weite Steppe. Mein Magen knurrte und ich wünschte mir nichts sehnlicher als einen saftigen, großen Veggie **Big Mac**. Ich hatte ja seit ewigen Zeiten nichts mehr gegessen. Aus Angst, mein Kätzchen auf dem Teller als Goulasch vorzufinden, oder als Frikassee wie die Stallhasen.

Irgendwo musste doch ein **Big Mac** aufzutreiben sein. Gibt es doch auf der Erde kaum noch ein Land, ohne Big Macs und die Gegend hier war bekannt für ihre außergewöhnlich Guten und Saftigen; gerade weil die Steppe dem Fremden sonst wenig zu bieten hat. Ich schaute mich verzweifelt um. Um mich herum wuchs nur Gras und wo kein Gras war, ragten Dornenbüsche auf und dicker, grauer Nebel oder Staubdunst verdüsterte die Luft und mein Magen knurrte immer mehr.

Ich war ganz allein auf dieser Steppe unterwegs, und zog meinen verdammten Schatten, der wieder aufgetaucht war, hinter mir her. Martina hatte mich im Stich gelassen, wie immer, wenn es brenzlig wurde. Ich schaute hinauf in den Abendhimmel, der wie eine fleischfressende Pflanze aussah. Leider tauchte immer noch kein großes gelbes **M** auf, nach dem ich mich verzehrte. Auf einmal lösten sich aus dem Nebel Gestalten. Wilde, unheimliche Kerle; verhüllte Köpfe, Federn, lange Gewänder, Bänder, in der Hand Pfeil und Bogen. Sie erinnerten mich an die Indianer, die durch die Prärien meiner Kindheit ritten. Komantschen oder Apatschen? Freund oder Feind? Mir schwante nichts Gutes.

Sie kamen auf mich zu, umringten mich und noch bevor ich meine Hand heben und meinen Mund aufmachen konnte, hatten sie mich mit langen Lederschnüren gefesselt und schleiften mich hinter sich her. Wohin? Das wusste ich nicht. Sie stapften vorwärts und murmelten unablässig Sprüche, die ich nicht verstand.

In der Ferne stieg Rauch auf, ein Lagerfeuer brannte. Sie saßen um das Feuer herum, der ganze Stamm war hier versammelt. Als wir näherkamen, sprangen sie auf. Männer, Frauen und Kinder, viele Kinder. In der Luft lag ein Duft von gebratenem Fleisch und gerösteten Kartoffeln, eine leise Hoffnung schlich sich in mein Hirn, doch das bekannte Logo mit dem gelben M tauchte nirgends auf. Hinter dem Feuer ragte ein Marterpfahl empor, an dem sie mich festbanden. Ich hatte so etwas erwartet, wo ein Marterpfahl steht, da muss ein Opfer sein, dachte ich mir. Aber warum gerade ich? Dazu taugte ich überhaupt nicht, ich fühlte mich zu anderem berufen. Doch sie schürten das Feuer, legten trockenes Holz nach, die Flammen leckten an meinen nackten Füßen und meine Kehle wurde so aschetrocken wie damals in der Rauchkammer.

Sie hatten mir meine Hand eng am Körper festgebunden, sie lag genau auf meiner Westentasche, in der sich mein Goldstück befand. Ich spürte, wie es unter meiner Berührung wärmer wurde und sanft zu vibrieren anfang. Doch das war noch nicht alles. Je wärmer das Goldstück wurde, desto stiller wurde es in meinem Herzen.

Ich wurde immer ruhiger und sah mir alles genau an. Obwohl die Flammen um mich herum loderten, fühlte ich keinen Schmerz und mein Atem war tief und frei. Mein Goldstückchen hatte sich in einen virtuellen I-Pad verwandelt. Ich konnte es allein durch ein Augenzwinkern bedienen. Blink, blink, blink. Auch Speichern ging mit zweimal zwinkern ganz einfach. Die Stammesmitglieder schüttelten ihre Speere, Beile, Messer und die Squaws ihre Kochlöffel und kamen mir immer näher; schon roch ich ihren fauligen Atmen und ihren penetranten Schweißgeruch, der aus ihren nackten Achselhöhlen herauskroch. Trotz der Gefahr wurde ich euphorischer von Minute zu Minute. Was für ein Glück mir zuteil wurde! Welche Chance sich mir bot! Selbst wenn ich nicht festgebunden gewesen wäre, hätte ich mir diesen Ort ausgesucht, um das gruselige Schauspiel zu beobachten. Hier war ich richtig, ich

saß sozusagen in der ersten Reihe und neben mir saß natürlich Martina; eine solche Gelegenheit hätte sie sich schwerlich entgehen lassen. Mit ein bisschen Glück würde sie über meine eigene Hinrichtung berichten können.

Doch warum senkten ausgerechnet jetzt die Alten ihre Speere? Die Kinder gingen zu ihren Ponies, um ihnen Bänder in die Mähne zu flechten, die Frauen widmeten sich der Mittagssuppe, und selbst die Stammeshäuptlinge verloren das Interesse an mir. Warum? Ich hatte doch nichts falsch gemacht? Im Gegenteil, meine Berichte würden die Menschen aufrütteln und alles Unrecht und Leid dieser Welt sichtbar machen.

In dieser höchsten Not spürte ich auf einmal das zweite Goldstück in meiner Tasche, es war, als ob es einen Puls hätte, der an meine Finger pochte. Und ich konnte ich in die Köpfe der Häuptlinge blicken und in die Herzen der Frauen und in die Seelen der Kinder. Ich konnte verstehen, was in ihnen vorging, ihre geheimen Fragen und Wünsche erraten, die nur sie selbst kannten. „Wie bringst du es fertig, so ruhig und gelassen zu bleiben, obwohl wir alles tun, dich in Furcht und Schrecken u versetzen? Woher kommt deine Macht und deine Unerschrockenheit?“

Ich musste schmunzeln. Martina flüsterte mir zu: „Pass auf, da ist deine Chance, du musst zupacken.“ Jetzt verstand ich! Sie hatten Größeres mit mir vor. Meine beiden Goldstückchen, dachte ich dankbar, doch das durfte ich den Indianern auf keinen Fall verraten. Aber konnte ich ihnen nicht etwas anderes geben? Ich deutete mit einer Kopfbewegung auf meine Fessel und sie banden mich sofort los.

Ihre Gedanken offenbarten sich mir in einem einzigen wirbelnden Strom. Die Häuptlinge wollten meine Kunst erlernen, Gelassenheit, Unangreifbarkeit, Macht und Einfluss. Die Frauen der Häuptlinge freuten sich über Abwechslung. Alles bunt ausmalen, darin sahen sie eine Möglichkeit zur Veränderung. Und die Kinder bekamen eine eigene Welt, in der sie ihre Träume und Wünsche ausleben durften. Schnell kramte ich einen Bleistiftstummel aus meiner Westentasche und machte eine Schreibbewegung in der Luft. Ein Kind verschwand in einem Tippy und kam mit einem Schreibblock zurück. Ich machte ein bisschen Hokusfokus, murmelte so etwas wie eine Formel, zeichnete mit der bloßen Hand ein Schriftzeichen in die Luft, schloss die Augen und verharrte schweigend. Dann setzte ich mich im Schneidersitz auf den Boden, nahm den Stift und begann, die Seiten zu füllen. Manchmal schaute ich auf, dann senkte ich wieder meinen Kopf und schrieb die zweite Seite voll. Mein zweiter Taler war ein richtiger Goldschatz, der immer größer wurde, je mehr ich ihn polierte.

Auf einmal drängte sich das dritte Goldstück in meiner Tasche hervor, es machte sich auf eine penetrante und beinah unangenehme Art bemerkbar, in dem es kleine, elektrische Ströme aussendete. Sie erreichten meine Fingerspitzen und kletterten von da aus direkt in mein Herz, das sich mit kräftigen Stößen zur Wehr setzte.

Wenn ich nur nicht so einen Hunger gehabt hätte. Ich war kurz davor zusammenzuklappen. Da sah ich, wie der große Häuptling, den sie Dr. Medecine Crow nannten, seinen halbwüchsigen Sohn herbeipfiff.

Dr. Medecine Crow deutete auf mich: „Big Mac?“ Ich nickte heftig, ich fühlte mich verstanden, so ein Big Mac fehlte mir gerade noch.

Der Häuptling führte seine linke Hand zu seinem Herzen. Dann sprach er ein paar Worte zu seinem Sohn. Der Bursche riss sein Pony herum und es preschte mit fliehender Mähne los. Nicht lange und der Bursche kam zurück; aus der buntbestickten Satteltasche holte er ein Päckchen, bei dessen Anblick mir das Wasser im Munde zusammenlief. Das Logo mit dem großen gelben **M** war unverwechselbar. Der Häuptling überreichte es mir würdevoll. Ich dankte ihm und machte mich über **Meinen Big Mac** her. Und wie es mir schmeckte. Noch nie in meinem Leben hatte ich so einen so guten **Big Mac** verspeist. Um mich herum stand der ganze Stamm und schaute mir beim Essen zu. Und hatte ich es nicht verdient? Meine Reise nähert sich dem Ende, Ende gut, alles gut, schade nur, dass mich Martina jetzt nicht sehen konnte. Erleichtert wischte ich mir den Fleischsaft vom Munde ab und schob ein letztes Pommes nach. Fast war es mir ein bisschen peinlich, dass ich ganz alleine aß, doch der Häuptling, der meine Gedanken erriet, lächelte.

„Wer bist du“, fragte mich der Häuptling. Was war seine Absicht? Ich brauchte nicht lange, dann verstand ich: Sie wollten teilhaben an dem Glanz, der von meinem Namen ausging, teilhaben an meinem Ruhm, den sie mir zusprachen und ich sagte stolz: Ich bin Martina, die Erste, die große Dichterin. Damit gab sich der Häuptling zufrieden und die Stammesmitglieder klatschten in die Hände. Ich wischte mir die Hände an meiner Lederhose ab.

Doch was war das, ich trug ja mein blaues Matrosenkleid mit dem großen, blauweißgestreiften Kragen – es passte überhaupt nicht in das wilde, raue Indianerland, in das es mich verschlagen hatte. Hinter mir stand der Marterpfahl und vor mir brannte das Lagerfeuer und wieder legten die Häuptlinge ein Scheit nach dem anderen nach. Die Flammen loderten und das Holz knackte und obwohl ich nur ein dünnes Sommerkleidchen trug, mir wurde es auf einmal sehr heiß. Am Feuer saß Martina, auch sie trug das blaue Matrosenkleid, doch bei ihr leuchtete es himmelblau und sie trug es, als sei es das selbstverständlichste von der Welt. Sie schien sich pudelwohl darin zu fühlen.

„Na“, sagte sie, wo genau bist du jetzt?“

Ich verstand nicht, was sie meinte, sie sah doch selbst, wo ich mich befand, bei den Indianern am Lagerfeuer, genau da, wo sie auch saß. Manchmal hatte ich das Gefühl, das sie mich foppte, oder mich irgendwie auf die Probe stellen wollte.

„Ende gut, alles gut“, sagte ich triumphierend.

Martina schwieg. Ob sie dafür verantwortlich war, dass ich in diesem lästigen Kleid steckte? Es hatte keine Taschen mehr und ich konnte meine Goldstücke nicht fühlen. Ich spähte zum Feuer hin.

Wo war sie eigentlich? Hatte ich alles nur geträumt? Hatte sie nicht vor ein paar Minuten am Feuer gesessen? Plötzlich fühlte ich mich unsicher und ängstlich. Die Kraft des Big Mac verpuffte wie die Luft aus einem löchrigen Fahrradschlauch. Ich fühlte mich matt, von einer zähen Masse gefangen, ich steckte mittendrin und es gab kein Zurück. Was hatte ich nur falsch gemacht?

Um den Hals hing mir eine Kette, mit einer goldglänzenden Medaille, auf die eine Träne fiel. Verschwommen nahm ich wahr, wie der Häuptling auf mich zukam, sich vor mir aufbaute und begehrllich nach meiner Kette griff. Schon riss er so fest daran, dass es in meinem Genick schmerzte. **Ich muss, ich muss, ich muss**, dröhnte es in meinem Hirn, **ich muss weg**. Die Trommeln der Indianer, ihr Kriegsgesang – sie wollten mir meine Goldstücke rauben. Ich riss mich los; ich musste laufen, ich durfte nicht aufgeben, ich trieb mich an wie einen alten Droschkengaul. Schon befand ich mich auf einem schmalen Bergpfad, rechts und links schroffe Felswände, der Pfad war steinig und steil. Mit jedem Schritt wurde die Luft dünner, und jeder neue Atemzug wurde mir zur Qual. Röchelnd schleppte ich mich vorwärts.

Da, ich traute meinen Augen kaum, ein Pferd! Ich kroch näher und es wieherte mir zu. Es war mein Pferd, mein treues, rotes Pferd, das mich schon durch so viel Ungemach getragen hatte. Steig auf, sagte es zu mir; ich zögerte nicht, übergücklich schwang mich auf seinen Rücken. Die Indianer hinter uns heulten auf. Schickten Pfeile in unsere Richtung, die in den Büschen hängen blieben. Meine Kleidung war perfekt, lange Lederleggings, hohe, feste Stiefeletten, eine Lederweste und einen Helm aus einem bruchsicheren Material. Vorne hatte er eine Art Visier, das ich sofort herunterklappte, sodass mein Gesicht nicht zu sehen und meine Augen geschützt waren. Mein Pferd fing an zu traben, leichtfüßig flog es über den steinigen Boden hinweg, er wurde schneller und schneller. Schon verschwammen die Konturen des Weges, das Visier behinderte mich, vergeblich wollte ich es abstreifen, ich sah den Pfad nicht mehr, hörte nicht mehr die Trommeln der Indianer, es ging alles viel zu schnell. Hilfllos klammerte ich mich auf dem Rücken des Pferdes fest. Langsamer, ich will langsamer reiten, ich kann mich nicht mehr halten; doch alles Rufen nützte nichts. Ich hörte nur ein höhnisches Wiehern und die Frage: „Hast du es immer noch nicht kapiert?“

„Was denn? Ich will runter! Mir ist alles egal. So schlimm war es bei den Indianern doch gar nicht. Ich will zurück. Halte an, du störrisches Pferd!“ Plötzlich fühlte ich etwas hinter mir. Ich lehnte mich

zurück, schaute mich vorsichtig um, jemand hielt sich an mir fest – Martina saß hinter mir, in ihrem lächerlich blauen Matrosenkleid. „**Ich, Ich, Ich**, gluckste sie, **Ich, Ich Ich** noch einmal **Ich, Ich.**“ Unglaublich, dass sie sich in so einem Kleid aufs Pferd setzte, am liebsten hätte ich sie abgeschüttelt. Meine Ohren sausten, der Wind piff an meinen Backen vorbei.

„Natürlich **Ich**“, schrie ich zurück, „ohne **Ich** komme ich doch keinen Schritt weiter! Ich muss hier raus, das siehst doch, und du bist auch in Gefahr, du sitzt auf demselben Pferd, du blöde Kuh, merkst du es nicht?“ Martina hörte mich nicht. Sie saß wie eine Heftklammer hinter mir und drückte ihre Arme an mich. „Na, was glaubst du, wo du jetzt bist“, rief sie höhnisch. Weil mir nichts Besseres einfiel, brüllte ich zurück: „**Auf dem Weg zum Big Mac** natürlich, wohin denn sonst!“

Da ließ der Druck nach, vorsichtig drehte ich mich um. Was ich sah, war überhaupt nicht beruhigend. Martina stand freihändig auf die Kruppe meines Pferdes, ihr blauer Rock flatterte im Wind und ihre Haare verwandelten sich in grünes Seegras. Sie lachte aus vollem Hals und klatschte in die Hände. Und über ihr, am blauen Sommerhimmel, stand eine Wolke, auf der – ich traute meinen Augen kaum, weil sie immer noch von dem Visier verdeckt waren – auf der ein **Big Mac** wie auf einem Tablett lag, so groß und saftig, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Wow! Ich war nah dran! Kein Wunder, dass mein treues Pferd schneller und immer schneller wurde, doch leider ging es mir viel zu schnell. Verzweifelt tastete ich nach den Zügeln, Ich musste etwas tun, ich musste das Tier endlich zum Stehen bringen, ich musste ihm zeigen, wo der Hammer hängt. Dann tat es auf einmal einen Ruck und es wurde schwarz um mich herum.

Ab jetzt war Ruhe. Nichts. Keine Martina, kein Big Mac, keine Indianer, einfach Nichts. Und das war gut so. Keine Ahnung, wie lange das Nichts dauerte, als ich meine Augen aufschlug und das Visier vor meinen Augen entfernte, schwebte Martina lächelnd und winkend in der Luft. Ihr blaues Matrosenkleid hatte sich in der Abendsonne verfärbt, es sah lila aus wie ein Fliederbusch im Frühling. Mein Pferd stand ruhig neben mir und betrachtete mich neugierig. Nichts übereilen, fuhr es mir durch den Kopf, bleib liegen, lass es laufen. Es hat genug für dich getan. Die Stimme, die da mit mir sprach, kannte ich nicht, Martina gehörte sie nicht, auch nicht den Indianern oder dem Wasserfrauchen.

Von jetzt an bist du ganz allein. Von jetzt an wird es ernst, du verstehst nichts mehr, weil sich alles auflöst. Was einmal oben war, ist jetzt unten, oder umgekehrt. Deine ganze schöne Ordnung, an der du so sehr gearbeitet hast, zerbröckelt wie ein auf der Heizung getrocknetes Gummiband. Kein Ziel, nirgends, nur noch dieses Pochen im Schädel, die herumgerührte, geschlagene Hirnmasse, die sich neu organisieren muss. Anders kommst du nicht mehr weiter, glaube mir.

Wer bist du denn?, fuhr die Stimme fort. Nichts als ein erbärmlicher Wurm, voller Selbsttäuschung. Wenn du meinst, jemanden zu lieben, dann liebst du einen Schatten, wenn du meinst, du bist glücklich, dann machst du dir was vor, wenn du meinst, jemanden zu hassen, dann fühlst du nur deinen Groll auf dich und auf deine Hirngespinnste. Niemals wird es dir gelingen, jemand um seiner selbst willen zu lieben, du zauberst nur deine eigenen Schatten hervor und lässt dich von ihnen verschaukeln. Selbst wenn du die verdorrten Blätter auf dem Grabhügel deines Vaters zusammenglaubst, und Eisblumen pflanzt, weil dir das andere Wort dafür nicht einfällt und du nur Kälte in dir spürst, suchst du nach Zeichen, spähist du nach der Hand, die sich ausstreckt, um dich hinunterzuziehen in die Finsternis, die kühle, feuchte Finsternis der vermoderten Erde. Doch auch dort wirst du ihn nicht finden, den Jüngling, den bleichgesichtigen, feingliedrigen, hohläugigen, mandeläugigen, schwarzhaarigen, wie er an den Gräben steht, zitternd vor Angst, schweißtriefend vor Scham, wie er sich die Augen zuhält mit beiden Händen, seinen Schrei erstickt, der aus ihm hervorbrechen will. Wie er dasteht und sie mit halbgeschlossenen Augen schreien hört, wie der Knall der Schüsse sein Trommelfell zerschmettert und er stehen bleibt, nicht wagt, sich umzudrehen und davonzulaufen, durch das aufgetürmte Laub, die gepflügte Erde, den schwarzen Tannenwald, weg, solange bis die Schreie verstummen. Doch es gibt kein Entkommen, er wird sie hören bis an sein Lebensende, und du auch. Du musst dich befreien, du musst eine Lösung finden, wie du dich den Eisblumen entkommst, es gibt niemand, der die dabei hilft.

Lauf weg, rief ich meinem Pferd zu, werde das, was du werden musst, ich will dich nicht daran hindern. Ich will niemanden daran hindern, das zu werden, was er werden muss, niemanden retten vor dem, was ich nicht hingestellt habe. Die Kreuze am Wegesrand. Auch sie will ich stehen lassen, sollen sie andere mahnen. Wer kennt mich noch? Wenn ich mich selbst nicht kenne? Wenn ich immer nur auf meine Schatten stoße, die vor mir hergehen, Schritt für Schritt und mich an der Nase herumführen.

Warmer Atem bläst mir ins Gesicht. Bedingungslose Liebe, Körperwärme, zartes Maul und diese wunderbaren Ohren, sie sprechen eine Sprache, die ich verstehe. Ich schlinge meine Arme um den Hals meines Pferdes. Ich bin ganz leer, ohne Worte, voller Melodien, voller Farben, voller Licht. Wo bin ich denn? Ich kann mich an nichts erinnern, ich bin aller Pflichten ledig, leicht wie eine Feder, ich bin leer wie ein weißes Blatt, auf meinem Kopf wächst ein neuer, dichter Schopf, meine Haut ist braun und meine Fußsohlen sind vom Feuer gegerbt. Meine Beine stark und meine Lungen kräftig. Meine Schultern tragen Lasten und meine Hände greifen nach den Sternen, ich stehe in einer weißen Lichtsäule, die sich funkelnd wie Diamanten um mich legt und mich schützt. vor den Schatten der Schächte Meine Augen sind blau und klar, sie schauen auf alles, hell oder dunkel, weiß oder schwarz, durchdringen alles mir ihrer Klarheit. Ich stehe an einem blauen, unendlichen Meer, sanfte Wellen umspülen meine Füße, lauer Wind umsäuselt meine Brüste.

Und da – wer war das? Martina? Sie kam näher und näher, weich und anschmiegsam und stellte sich neben mich. Hand in Hand standen wir am Meer in seltener Eintracht und schauten auf den Horizont. Wo kommst du her, fragte ich, wo gehst du hin, sagte sie und dann schwiegen wir eine lange Zeit. Es war gut, so wie es war. An ihren Schultern, versteckt zwischen ihren Schulterblättern entdeckte ich Flügel und wenn ich meine Hand zu meinen Schultern führte, dann spürte ich sie auch bei mir. Sie wuchsen langsam und stetig. Nein, diese Gestalt, die da neben mir ging, war nicht Martina. Ganz bestimmt nicht, denn plötzlich hörte ich wieder ihre tadelnde, schneidende Stimme: „Laß dich nicht einlullen von diesem kitschigen Gesülze, wach auf, du träumst!“

„Oh, Martina, du hast ja recht!“ Ich gab mir einen Ruck und schlug die Augen auf. Gerade noch rechtzeitig, denn der Haauptling stand vor mir.

Dr. Medecine Crow reichte mir die Hand und machte mir Zeichen. „Wir wollen zusammen jagen und fischen gehen, sagte er und überreichte mir einen reichverzierten Bogen mit einem Köcher voller Pfeile. Ich war überwältigt, anders als damals, als sie mich an den Marterpfahl gebunden hatten. Noch nie hatte ich einen solchen Bogen in der Hand gehabt. Dr. Medecine Crow, der meine Bedenken spürte, lächelte sanft. „In unserem Stamm ist es Sitte, sagte er, dass der Auserwählte, Angenommene, Angekommene und Abreisende, der Abgestiegene und Aufgenommene – such dir das Passende aus oder lass das Unpassende weg, – dass also dieser immer wieder Abreisende Pfeil, Bogen und Köcher nimmt, zu unser aller Freude und Nutzen. Fühle dich bei uns wohl, tummle dich unter unseren Leuten wie ein Fisch im Wasser, spiele mit uns, esse mit uns, jage mit uns, teile mit uns, lache mit uns, gieße deinen Geist aus über uns, sei einfach du und bleibe bei uns, so lange es dir gefällt. Verstanden?“

„Verstanden“, nickte ich und drückte seine Hand. Gerade da spürte ich etwas Hartes, Festes in meiner Hand, es war vorhin noch nicht drin gewesen. Dr. Medecine Crow lächelte sein wissendes Lächeln und streichelte mir sanft über meine sonnengegerbte Wange. „Du hast drei Goldstückchen genommen, am Anfang deiner Reise!“ Da schämte ich mich, weil ich versucht hatte, meine Goldstückchen vor den Indianern zu verbergen. „Ja, drei habe ich in meiner Tasche gehabt, und zwei habe ich bisher genutzt. Sie haben mir gute Dienste getan“, fügte ich hinzu.

Dr. Medecine Crow lachte vergnügt und schlug sich auf die ledernen Leggings. „Gute Dienste?“

Ich nickte matt. Dunkel erinnerte ich mich an meinen rasanten Aufstieg, der dem Sturz vorausgegangen war.

„Das dritte Goldstückchen ist immer da, wenn du es am nötigsten brauchst. Es ist ein Geschenk, du kannst nichts tun, um es zu erhalten, sei dankbar und glücklich. Tanze mit uns und singe. Und dann

halte einen Augenblick inne, und fühle die anderen Goldstückchen. Du darfst sie nicht vernachlässigen, das würden sie dir übel nehmen.“

„Uff“, sagte ich. „Bin ich angekommen? Ich danke Dir für deine Worte, Dr. Medecine Crow.“ Ich wollte noch mehr sagen, doch da umringten mich die Stammesmitglieder und schwenkten ihre Bogen. „Komm endlich mit uns, wir wollen den Hirsch jagen“, riefen sie mir zu.

„Leute“, sagte ich, „nehmt es mir nicht übel, ich habe da noch eine Kleinigkeit zu erledigen!“

Ich hatte zufällig aufgeblickt und Martina gesehen, wie sie auf dem Regenbogen Rutschbahn fuhr mit einem Rudel Luftballons am Handgelenk. Sie winkte mir aufgekratzt zu und rief: „Weißt du jetzt endlich, wer ich bin?“

Die Indianer, auf ihren Fersen im Kreis sitzend, schauten mich gespannt an; sie schienen zu verstehen, dass ich im Begriff war, etwas Wichtiges und Großes zu vollenden. Doch ich hörte nur Martinas hämisches Lachen und wie sie mich verspottete.

„Das Wasserfrauchen bist du jedenfalls nicht“, sagte ich ärgerlich.

„Ha, ha, ha“, lachte sie. „Streng dich an, du schaffst es.“

Ich wollte gerade anfangen mit ihr zu schimpfen, als sie ihre Arme ausbreitete und zu mir heruntersegelte. „Ich glaube, ich greife dir ein bisschen unter die Achseln. Schau mal auf meinen Kragen.“

Was sah ich da? Auf dem himmelblauen Kragen ihres Matrosenkleides leuchtete es gelb. Ein großer Buchstabe, der mir äußerst vertraut vorkam, leuchtete auf. Es war ein großes, gelbes M.

„M wie Martina“, sagte ich. „Eisblumen sind Christrosen. Christrosen habe ich auf meines Vaters Grab gepflanzt, damals in den Raunächten.“

„Du hast dich also erinnert?“

„Ja“, sagte ich, „Auf dem Höllenritt zum Big Mac, oder hinterher ist es mir eingefallen.“

„Und ich?“

Verblüfft schaute ich sie an. Das große gelbe M blinkte und blitzte und es gab keinen Zweifel mehr: „**M** wie ... Martina – du bist der **Big Mac**!“

„Bingo! Du hast es ausgesprochen. Ich halte dich die ganze Zeit auf Trab, gebe acht, dass es dir nicht langweilig wird, ich bin besser als Kino!“

„Moment mal“, sagte ich. „Du also bist der verrückte Kerl in meinem Innern, der mir das Leben so schwer gemacht hat? Martina, du? Ein Teil von mir?“ Unauffällig hatte ich mein Lasso gepackt, das mir seit meiner Geburt zur Verfügung stand und das ich virtuos handhaben konnte. **Schwiürrrrrr** – eine Schlinge legte sich um Martinas Hals und ich zog sie langsam zu.

„Hilfe, mir geht die Luft aus!“ jammerte sie. So einen Ton kannte ich nicht von ihr, alle Überheblichkeit und Besserwisserei war aus ihrer Stimme gewichen und das gelbe M verblasste und hörte auf zu blinken.

Mitleid war jetzt nicht angebracht. „Keine Angst, ich bringe dich nicht um! Wie könnte ich dich umbringen, du kleines Miststück! Ich brauche dich doch!“

„Das klingt schon besser“, schnaufte Martina. Sie war hart im Nehmen, da war sie wie ich.

„Dann mal los!“, sagte ich. „Wir fangen gleich an. Setze dich hin, ich hole mir was zu schreiben und du diktierst. Wie heißt die Überschrift?“

„**Der Höllenritt zum Big Mac**“, sagte Martina.

„Okay! Aber denk an dein Versprechen“, sagte ich.

„Welches Versprechen?“, sagte Martina auf ihre heuchlerische Art, doch ich ließ ihr nichts mehr durchgehen. „*Dass du besser als Kino bist*“, sagte ich. „Es gibt keine Entschuldigungen mehr, jetzt, da ich dich zur Sprache gebracht habe. Von nun an sind wir ein Team, du, Martina und ich, Martina, wir laufen in derselben Spur.“

Darauf hatten die Indianer nur gewartet. Sie erhoben sich, klatschten in die Hände und die Frauen legten ein herrliches Blumengebinde aus weißen Margriten vor meine Füße. Du-Martina, schneuzte sich ausgiebig, um ihre Rührung zu verbergen; ich hielt das Lasso, das ihr locker wie ein Freundschaftsband um den Hals lag, fest in meiner Hand; auch ich musste mir eine Träne aus dem Auge wischen.

Es waren zwei große, ineinander verschlungene **Ms**. Unser Logo, sagte ich.